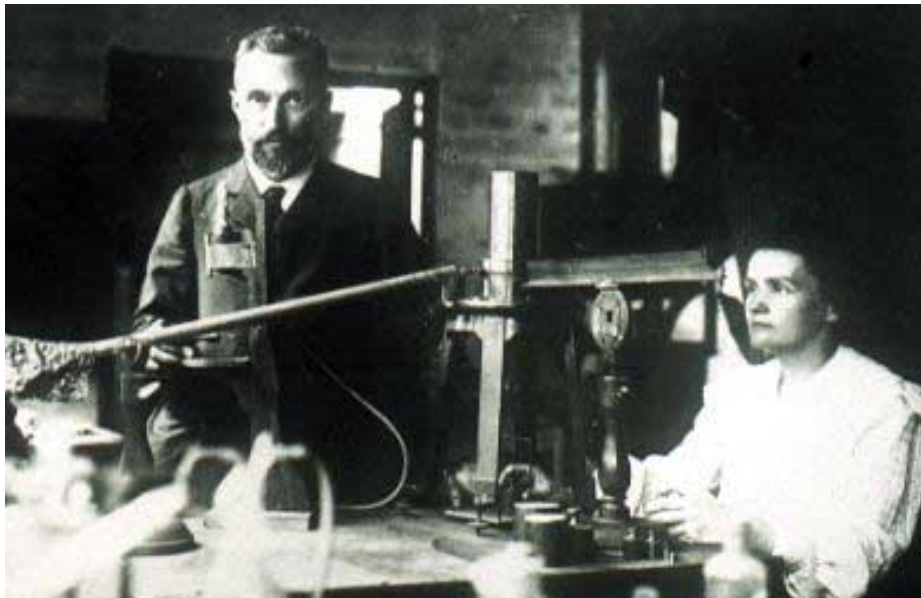


BIOGRAPHIEN

Herz, Hirn und Hormone

Verschreibt sich ein Paar gemeinsamer Forscherarbeit, kann das beide beflügeln – wenn der weibliche Part nur zäh genug ist.



GAMMA / STUDIO X

Physikerpaar Pierre und Marie Curie (um 1900): „Die Radioaktivität ist unser drittes Kind“

Der große Erfolg von Professor und Madame Curie ist der beste Beweis für das alte Sprichwort ‚Einigkeit macht stark‘. So hieß es 1903 in der Laudatio auf die Träger des Nobelpreises für Physik.

Seite an Seite hatten Marie und Pierre Curie in ihrem zum Labor umgebauten Geräteschuppen experimentiert; wie Bergarbeiter schuftend, hatten sie Kübel voll strahlender Pechblende aufbereitet, zwischen ihren Apparaten zu Mittag gegessen und Tee getrunken. Die Radioaktivität, für deren Entdeckung sie zusammen mit dem Physiker Henri Becquerel den Nobelpreis erhielten, nannten die Curies, Eltern zweier Töchter, ihr „drittes Kind“.

Allein hätte wohl keiner der beiden den Olymp der Forschung erklommen. Pierres Idee war es, seine Frau solle ihre Doktorarbeit der Strahlung von Uran widmen, einem ziemlich exotischen, erst seit kurzem bekannten Phänomen. Maries Leistung war es, die Strahlung als Atom-eigenschaft zu erkennen. Damit hatte sie das Wesen der Radioaktivität entschlüsselt – und ihren Gatten bewogen, seine eigenen Forschungen über Kristalle fahren-zulassen.

Bis heute gelten die Curies als Prototyp des Forscherpaares, das nicht nur Tisch und

Bett, sondern auch Labor und Lorbeer teilt. Nicht immer jedoch prägt solch mustergültige Teamarbeit das Eheleben akademischer Paare; allzuoft steckt einer der Partner zurück. Fast immer bleibt die Frau auf der Strecke – so wie im Fall der deutschen Chemikerin Clara Immerwahr, die am monomanen Ehrgeiz ihres Gatten Fritz Haber zerbrach.

Geistiger Höhenflug zu zweit oder menschliche Tragödie: Wie „die Mischung von Herz, Hirn und Hormonen beschaffen sein muß, damit eins und eins nicht zwei, sondern elf ergibt“, beschreibt nun die Hamburger Sozialwissenschaftlerin Ulla Fölsing*.



T. GUSTINSON / ACTION PRESS

Ehepaar Myrdal (1978): Lebenslange Gewissensqualen

13 Doppelpor-träts genialer Beziehungen enthält das Buch; sie lehren die heiratswillige Forscherin vor allem eines: Zäh muß sie sein, ausdauernd und geduldig, gesegnet mit viel Schwung und Frustrationstoleranz. Gut, wenn sie schon ein paar wissenschaftliche Meriten mit in die Ehe bringt. Sinnvoll auch, einen Partner zu wählen, der, wie Pierre Curie über sich selbst sagte, eher ein „langsamer Kopf“ ist und nicht allzu ehrgeizig.

Denn auch wenn beide Partner, wie im Fall der Curies, gleich viel Mühe und Inspiration in ihre Arbeit stecken, neigt die wissenschaftliche Welt dazu, den Erfolg erst einmal dem Mann zuzuschreiben. Er ist es, der in den Genuß von Amt und Pfründen kommt. „Matthäus-Effekt“, nannte der Soziologe Robert Merton diese sich selbst verstärkende Ungerechtigkeit, frei nach den Worten des Evangelisten: „Dem, der hat, dem wird gegeben.“

So trug der Nobelpreis Pierre Curie einen eigenen Lehrstuhl an der Pariser Universität ein; Marie durfte als Laborleiterin unter ihm arbeiten. Immerhin verdiente sie nun erstmals Geld mit ihren Forschungen. Ihre eigene Karriere begann erst nach Pierres Unfalltod im Jahr 1906. Nun endlich gestand man ihr, als Nachfolgerin auf dem Lehrstuhl ihres Mannes, die Professorenwürde zu. 1911 erhielt sie – diesmal allein – ihren zweiten Nobelpreis, den für Chemie.

Noch viel länger mußte die US-Biochemikerin Gerty Cori (1896 bis 1957) auf Anerkennung ihrer Arbeit warten. Seit dem gemeinsamen Medizinstudium lebte sie mit ihrem Mann Carl Cori in wissenschaftlicher wie privater Symbiose. „Ihre geistigen Prozesse greifen ineinander“, schrieb ein befreundeter Journalist, „so daß sie gemeinsam denken und sprechen.“ Ohne seine lebhafteste, begeisterungsfähige Frau konnte und wollte der eher zurückhaltende Cori nicht arbeiten. Als ihn eine Universität auf einen hochbezahlten Posten berufen, Gerty aber nicht mitbeschäftigen wollte, schlug er das Angebot empört aus.

Für so viel Anhänglichkeit zeigte die Scientific community wenig Sympathie. Immer wieder wurde Gerty Cori angefeindet, sie stehe der Karriere ihres Mannes im Weg. Noch heute weigern sich aus Angst vor Kungeleien viele Universitäten, ein Ehepaar einzustellen.

Obwohl die Coris so eng zusammenarbeiteten, daß, so ein Mitarbeiter, „es unmöglich wäre, ihrer beide Beiträge zur Wissenschaft zu trennen“, mußte sich Gerty ein Vierteljahrhundert lang als Laborassistentin mit einem Zehntel des Gehalts ihres Mannes begnügen. Erst als 1947 Gerüchte über einen bevorstehenden Medizin-Nobelpreis für das Paar durchsickerten – die Coris hatten den Energiestoffwechsel der Muskeln

* Ulla Fölsing: „Geniale Beziehungen“. Verlag C. H. Beck, München; 192 Seiten; 19,90 Mark.

aufgeklärt –, erhob sie die Universität von St. Louis eilig in den Professorenstand.

Forscherinnen, die nicht den Elan und die Beharrlichkeit einer Marie Curie oder Gerty Cori mitbrachten, verloren schnell den Anschluß an ihre begabten Ehemänner. So versuchte Clara Immerwahr (1870 bis 1915), immerhin eine der ersten Chemikerinnen Deutschlands und „magna cum laude“ promoviert, erst gar nicht, sich nach ihrer Hochzeit mit Fritz Haber weiter der Wissenschaft zu widmen. Sie begnügte sich damit, die Manuskripte ihres als Koryphäe gefeierten Mannes Korrektur zu lesen. Im Frauenbildungsverein referierte sie über „Chemie in Küche und Haushalt“.

Nach wenigen Ehejahren war Clara reif für die Nervenheilanstalt. „Was Fritz in diesen acht Jahren gewonnen hat“, schrieb sie einem Freund, „das – und mehr – habe ich verloren.“ Ursache des „Minus-Facits“ sei, neben ihrer eigenen wenig robusten Natur, „zweifelloso Fritzens erdrückende Stellungnahme für seine Person“. Auf dem Höhepunkt der Karriere Habers erschoss sich Clara. Für die feministische These, sie sei aus dem Leben geschieden, um ein Fanal gegen die Giftgasforschung ihres Gatten zu setzen, gebe es jedoch, so Autorin Fölsing, keine Belege.

Aufräumen will Fölsing auch mit einem weiteren Mythos der Frauenbewegung: daß Mileva Marić, Studienkollegin und erste Frau Albert Einsteins, die verkaufte „Mutter der Relativitätstheorie“ sei. Vielmehr habe die depressive Mileva an der Seite ihres übergenialen Verlobten bald die Lust an der Physik verloren und sei mangels Ermunterung regelrecht verkümmert.

Erst im Alter von 47 Jahren gelang der schwedischen Soziologin Alva Myrdal (1902 bis 1986) die Emanzipation von ihrem Mann Gunnar, dem Wirtschaftswissenschaftler und späteren Nobelpreisträger. Gemeinsam hatten sie mit ihrer Studie „Die Krise in der Bevölkerungsfrage“ das Fundament für den schwedischen Wohlfahrtsstaat gelegt, gemeinsam gekämpft für eine fortschrittliche Gesellschaft.

Doch das Bild eines modernen Paares verkörperten die Myrdals nur nach außen. „Gunnar unterstützte die Forderung nach Gleichberechtigung im politischen Bereich“, berichtet Kaj Fölster, die jüngste Tochter, „keineswegs aber im Privatleben – eine Diskrepanz, die ihn kalt ließ.“

So ordnete Alva lange Jahre ihre Karriere der seinen unter, bis sie 1949 einen hochrangigen Posten bei der Uno in New York annahm – ein Schritt, den Alva Myrdal, 1984 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet, mit lebenslangen Gewissens-

qualen bezahlte. „Daß ich euch in Genf allein ließ, ist ein Dilemma, aus dem ich mich nie werde herausreden können“, schrieb sie später an ihre Tochter Kaj.

Nur eine der 13 von Fölsing porträtierten Forscherinnen fällt aus dem Rahmen: die Verbindung der amerikanischen Anthropologin Margaret Mead (1901 bis 1978) und ihres drei Jahre jüngeren Kollegen Gregory Bateson, der erst nach der Trennung zu einer Kultfigur der Ökoszene avancierte.

Die durchsetzungsstarke Margaret sah in der Ehe eine Art projektbegleitende Maßnahme: Bei der jahrelangen Feldforschung auf Südseeinseln war es einfach praktisch, einen ebenfalls wissenschaftlich tätigen Gatten zur Seite zu haben.

Bateson traf Mead und deren zweiten Ehemann Reo Fortune (auch er war Anthropologe) 1932 am Sepik-Fluß in Neuguinea. Nach einer mehrmonatigen ménage à trois in einem Zelt unter Moskitonetzen zog Mead mit Bateson weiter nach Bali. Dort dokumentierte das Paar den Alltag der Inselbewohner auf Tausen-



Anthropologin Mead (1934): Zu dritt unterm Moskitonetz

den von Fotos, ein damals neuartiger Forschungsansatz. Die beiden ergänzten sich perfekt: Sie beherrschte die Methodik, er war ein glänzender Theoretiker.

Nach der Heimkehr stürzten sie sich auf ein neues Studienobjekt: die gemeinsame Tochter Mary. Von Geburt an verfolgten sie das Kind mit der Kamera, um, so Mary, „jedes interessante Stückchen Babyverhalten sofort aufnehmen zu können“. Trotzdem ging die Ehe bald darauf in die Brüche, und Margaret bandelte mit einem anderen Anthropologen an.

Mary Bateson hat die wohl bestdokumentierte Kindheit aller Zeiten nicht geschadet – auch sie wandte sich der Anthropologie zu. 30 Jahre nach der Trennung trafen sich Margaret und Gregory auf einem Kongreß, zu dem die Tochter als Rednerin geladen war. „Und während ich sprach“, erinnert sich Mary, „saßen sie beieinander wie alte, endlich versöhnte Liebende.“

ALEXANDRA RIGOS